

Biblische Besinnung zum Fest Epiphania – Erscheinung des Herrn

anlässlich der Einkehrzeit der Michaelsbruderschaft Konvent Österreich

5. bis 6. Januar 2014

von Dr. Heinz Lederleitner

Liebe Schwestern und Brüder:

In meiner biblischen Besinnung zum Fest Epiphania nehme ich das Thema der *Hoffnung* zum Leitmotiv. Denn es ist die Hoffnung, die viele Menschen bewegt, aufzubrechen und sich auf den Weg zu machen. Denken wir an Abraham, den geistigen Vater der drei monotheistischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam, in dieser chronologischen Abfolge. Denken wir an Mose, der als Hirt auf dem Weg im brennenden Dornbusch Gott erfährt, was letztlich zur Folge hat, dass sich ein ganzes Volk bzw. historisch richtiger, eine ganze Sippe sich auf den Weg macht. Voller Hoffnung, zugleich aber immer wieder bedroht von der Resignation, dem sich Zurücksehnen nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“. Hoffnung auf eine Gottesbegegnung bewegt die Hirten, sich zum Stall von Bethlehem aufzumachen. Und auch die Sterndeuter aus dem Osten, aus der Region der aufgehenden Sonne, von denen die biblische Erzählung kündigt, sind von der Hoffnung getrieben. Kosmische Bedeutung gewinnt diese Hoffnung durch den Verweis auf den Stern, dem sie folgen.

Wir wissen wohl alle, dass Hoffnung auch enttäuscht werden kann. Denn, wenn sie, wie die Volksweisheit sagt, „Hoffnung stirbt zuletzt“, umschlägt in Resignation und Verzweiflung, sind wir in unserem Menschsein radikal gefährdet. Es gibt einen tiefen Zusammenhang von Hoffnung und Menschenwürde.

Bernard Henri Levy, ein französischer Philosoph und Essayist, geht es in seinem 1984 erschienen Buch „Das Testament Gottes“ genau darum: Die Würde des Menschen zu begründen aus seinem Widerstand gegenüber all dem, was uns resignieren lässt und hoffnungslos macht. So beginnt er sein Vorwort: „Es bedarf wohl einiger Unverfrorenheit, im Jahrhundert der Gaskammern und der Konzentrationslager noch von Hoffnung zu sprechen.“ (Seite 9). Das Wagnis der Hoffnung und den Mut dazu, das Wahre, Gute und Gerechte nicht als leere Worte stehen zu lassen, begründet er in der *Erinnerung*: Nicht zu vergessen, „dass auch in Auschwitz und Buchenwald, den Orten der schlimmsten Hoffnungslosigkeit, einige revoltierten, sich selbst überwandern und sich nicht beugen ließen, sondern selbst zum Unentrinnbaren ‚Nein‘ sagten“ (Seite 10), nicht zu vergessen, sondern zu erinnern, diese Idee der *Erinnerung* ist Levy wichtig.

Er sieht eine zeitlose Nicht-Unterwerfung verwirklicht im jüdischen Volk, einer „Gemeinschaft des Umherirrens aber auch des Lichtes und des Vertrauens“. (Seite 11) Und, auch für uns als Christen von Bedeutung, formuliert er: „Ich behaupte und werde beweisen, dass die Verfasser der Heiligen Schrift auch die Erfinder des modernen Begriffes des Widerstandes sind. Denn ich behaupte vor allem, dass hier, in dieser Heiligen Schrift, in dieser klaren und knappen Sprache, eingemeißelt in die ewige Erinnerung, ein gewaltiges

Erbe liegt, ein unmessbares Zeugnis, dessen lebendige Gegenwartsnähe man eben erst zu entdecken beginnt.“ (Seite 11).

Unsere abendländische Tradition lässt uns immer wieder zurück blicken auf die alten Griechen und ihre philosophischen Ansätze. Auch Bernard Henri Lévy beginnt an dieser Stelle: Er spricht von „der Tradition und dem typischen Modell des Heidentums ... einer Landschaft wahrer, hoher Kultur,... die mit jenen der monotheistischen Welt natürlich vergleichbar ist; der Zwischenstation, an der das biblische Erbe durch das Sieb der Sprache getrieben und weitergegeben wurde. Mit einem Wort: Griechenland. Das Griechenland des Plato, des Perikles, der Antigone. Das Griechenland unseres Heimwehs und aller Nostalgien.“ (Seite 92)

In unserem Zusammenhang von Bedeutung, ohne alle Überlegungen Lévy's nachzuzeichnen, kommt er in Bezug auf das Schicksal, das Fatum, das auf den Einzelnen in der griechischen Tragödie unausweichlich zukommt, zu folgendem Schluss: „Nichts ist im Vorhinein bestimmt; im Gegenteil, in diesem Olymp, in dem Götter gerne menschlich um Besitztümer, Lehren und Privilegien streiten, ist alles ungewiss.... Nicht die absolute Macht der Götter, sondern die Bedingtheit ihrer Macht schließt das Subjekt aus und verhindert, dass es sich entwickeln kann.... Was jeden Ansatz zu einem eigenen Willen zunichte macht, ist im Grunde die Tatsache, dass die Griechen nur solche Mächte und Grundsätze als göttlich anerkannten, die zwar eine Identität und Zuständigkeit, deshalb aber noch lange keine Handlungsfreiheit besitzen.... Statt einem persönlichen Gott, der nach seinem Ebenbild Gefolgsleute schafft, die Personen wären, haben wir viel zu viele Götter, das heißt den *Polytheismus*.“ (Seite 108)

Im Gegensatz zu denen, die im Übergang vom Heidentum zum Christentum den Beginn einer langen Nacht sehen, betont Lévy: „Nicht der Laizismus, sondern vielmehr das Anti-Heidentum, nicht der Atheismus, sondern allein der Monotheismus ist es gewesen, der Platz schaffen konnte für etwas, das unserem freien, bewussten, erkennenden und handelndem Ich gleicht. Kaum vorstellbar: die außerordentliche Explosion der Freude und Inbrunst, die die Welt in den ersten Zeiten der Verkündigung erfasste; das Staunen des Origenes vor diesem unglaublichen Gott, der ‚alle Menschen nach seinem Ebenbild‘ geschaffen und sie ‚einen nach dem anderen formte‘,... der Frohsinn des Clemens von Alexandrien oder des Maximus Confessor, die den Niedergang all dieser Unheilssterne besangen, die das Leben der Menschen seit Jahrtausenden ... bestimmten, der süße, tolle Rausch eines Gregor von Nyssa, Johannes von Damaskus oder Andreas von Kreta, die sahen, wie sich diese ganze Staubwolke von Mächten, Geistern und Dämonen mit einem Schlag verflüchtigte, die das Schicksal mit dem Antischicksal der natürlichen, physischen und kosmologischen Revolution verflocht. ... Auf einmal entsteht eine Welt voller heldenhaften Freiheiten ... Wenn Gott existiert, ist alles erlaubt, und so vor allem, sich als Wesen aus Fleisch und Elend, doch auch mit dem Schmuck eigener Geistigkeit, in den Mittelpunkt des Universums und seiner Gesetze zu setzen.“ (Seite 111)

Die Erzählung von den Sternenkundigen, die sich aus den Ländern des Ostens in Jerusalem einfanden, lässt uns erahnen, wie Heidentum und Judentum zusammen die Geburt des

Christentums ermöglichen. Diese „Sternenkundigen“ können wir durchaus als Vertreter einer polytheistischen und pantheistischen Tradition sehen. Bis heute klingen solche Überlieferungen und Denkweisen nach, sie sind in einem tiefen Empfinden verankert, einer emotionalen Religiosität, die „das Göttliche“ in der Einheit der Natur und des Kosmos fühlt. Wahrscheinlich ist jeder von uns auch von einer solchen kosmischen Religiosität durchdrungen, nämlich dann, wenn wir die Erhabenheit der Berge, die Weite des Meeres, oder, wie Immanuel Kant „den gestirnten Himmel über uns“ als Urgrund religiöser Erfahrung deuten. Die medial aufbereitete Form eines solchen Empfindens begegnet uns ja zumindest einmal pro Woche in der Gestalt der „Universum“ Sendungen, die ja über die dargestellten Naturereignisse hinaus ein Gefühl für die Einheit, das „Universale“, das Großartige, vermitteln und selbst für viele säkulare Zeitgenossen zur Oase im Alltag werden.

Kosmische Religiosität schreibt besonders den Gestirnen und ihren Bahnen einen Einfluss auf den Menschen zu, die Astrologen bemühen sich hier bis heute um Deutungen. Natürlich kann man all dies sofort und mit guten Gründen als Aberglauben und als unwissenschaftlich abtun. Was trotzdem bleibt, ist die tiefe Sehnsucht, in dieser Welt als ganzer zu Hause zu sein, so sehr auch vor allem in der Vergangenheit Menschen im Existenzkampf gegen die Bedrohungen der Natur kämpfen mussten. Ein Gefühl für die Schönheit der Ordnung und Einheit der Welt klingt ja schon in den biblischen Schöpfungsberichten an, in denen das Tohuwabohu überwunden wird durch Gottes Initiative.

Jenseits der biblischen Tradition ist die Stellung des Menschen innerhalb der kosmischen Religiosität orientiert an seiner geringen Bedeutung im großen Ganzen. Im Angesicht der Höhe der Berge, der Gewalt der Natur und der schier unfassbaren Länge der Zeiträume, von denen die Wissenschaft spricht, ist die Existenz der Menschheit und des Einzelnen bedeutungslos. Innerhalb der biblischen Tradition jedoch erscheint der Mensch nur wenig geringer als das göttliche Du, das er anspricht, „mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt“ – zugleich aber ist er sich bewusst seiner Kleinheit: „Was ist der Mensch, dass Du an ihn denkst“. Der Mensch ist, so wie es Jesus formulieren wird, am seligsten, wenn er sich „arm“ weiß. Die „Arm – Seligkeit“ des Menschen scheint mir immer mehr als typisch biblisch christlich. Das Zulassen dieser Erfahrung der „Arm – Seligkeit“ lässt uns, so denke ich, gelassener werden gegenüber den Schicksalsschlägen, den Reifungsprozessen und Lebenskrisen, die wir durchlaufen.

Doch, und darauf hat mich mein akademischer Lehrer Jakob Kremer hingewiesen: Weil sich der Stern an Jesus, und somit an einem Menschen, orientiert hat, folgen nicht mehr die Menschenschicksale den Sternen, sondern jeder Einzelne kann für mich das ganze Universum spiegeln – eine tiefe Begründung für den Sinn von Partnerschaft und Ehe: Im Anderen, bei allem Bewusstsein seiner Vorläufigkeit und Endlichkeit, einen Spiegel dessen zu sehen, was wir meinen, wenn wir daheim und zu Hause sein möchten. Und, darüber hinaus: Jede Begegnung von Mensch zu Mensch, jeder Austausch, kann so als echter Dialog zu einer Gottesbegegnung werden, es kann uns „ein Licht aufgehen“, der andere bleibt uns nicht fremd, durch ihn erfahren wir sogar mehr über uns selbst.

Doch Menschen waren in ihrer Geschichte nicht bloß inspiriert von kosmischer Religiosität und das Frage nach der Stellung des Menschen im großen Ganzen. Sie beschäftigten sich immer schon mit ihrer sozialen Natur und mit den Fragen, wer wem etwas zu sagen hat. Die Unterordnung gerade der Kinder unter die Eltern wurde immer schon übertragen in Systeme, in denen Untergebene wie Unmündige behandelt wurden und dazu gemacht wurden, man denke an das System der Sklaverei, das heute in modifizierter Form praktiziert wird – die unangenehmen Seiten der Sklaverei hat man in zivilisierten Ländern zwar beseitigt, was bleibt, ist der ökonomische Druck, der an diejenigen weitergegeben wird, die in Beschäftigung stehen. Am Arbeitsmarkt ist der Mensch die Ware!

Was also auch den heutigen Menschen bewegt, ist die Frage nach der Macht und dem Umgang mit Macht. In der Erzählung der sternkundigen Weisen kommen diese eigenartigerweise trotz all ihrer Weisheit in eine Verlegenheit, die sie zu einer Person mit Machtfunktion führt. Kein Wunder, können wir sagen, suchen sie doch einen König, und ein solcher findet sich nun einmal in dynastischen Verhältnissen, als Sohn eines existierenden Königs. Doch hier greift die Erzählung bekannte biblische Motive auf: Die Kritik am Königtum und an Formen der Herrschaft von Menschen über Menschen ist ein altes biblisches Thema. Nach der sogenannten Landnahme sehnten sich die Israeliten nach einem König, der vor ihnen herzieht, damit sie so sein können „wie alle Völker“. Sich die anderen zum Maßstab zu nehmen, führt aber zu jenen Formen der Hierarchie, wie sie damals im Orient üblich waren: Großkönige mit göttlicher Vollmacht, man denke an die Pharaonen, die Römer übernahmen dieses System zur Stabilisierung ihres immer größer werdenden Reiches. Jesus wird einmal davon sprechen, „dass die Fürsten ihre Völker unterdrücken“ und für die, die ihm nachfolgen fordern: „Bei euch soll es nicht so sein!“

Die sternkundigen Weisen kommen an ein Ende mit ihrer Weisheit, als König Herodes „erschrickt und mit ihm ganz Jerusalem“. Das Erschrecken des Königs ist die stets realistische Angst vor dem Verlust der eigenen Macht. Denn der Mächtige lebt immer mit dieser Angst, ein Mittel, ihr zu begegnen, ist die berühmte Formel „divide et impera“, „teile und herrsche“. Solange die Untergebenen nicht alles wissen, weil sie gehindert werden, sich untereinander auszutauschen und „für dumm verkauft werden können“, ist die eigene Macht gesichert. Die volle Information darf immer nur an der Spitze der Pyramide verfügbar sein; ein Grundsatz, der zum Erschrecken der heutigen Herrschenden auf Grund der Komplexität des modernen Lebens nicht mehr praktiziert werden kann, daher das zähneknirschende Nachgeben und Suchen nach Modellen der Partizipation.

Herodes verfügt über Ratgeber, doch letztlich helfen können ihm nur jene, die er am allerwenigsten einschätzen kann – die Schriftgelehrten, die über ein tiefes hierarchiekritisches Wissen verfügen, weil sie ja die Kritik am Königtum aus den heiligen Schriften kennen! Und eben jene Schriftgelehrten weisen den Weg aus dem Palast des Königs hinaus, nach Betlehem in Judäa. Aufgabe der heutigen Schriftgelehrten und Theologen ist es also, kritisch die Macht der Mächtigen zu hinterfragen, nicht, weil Macht an sich böse wäre, aber weil sie in den Händen von Menschen missbräuchlich verwendet

werden kann. Immer, wenn Macht nicht zur Ermächtigung anderer eingesetzt wird, pervertiert sie und entartet zur Verschlagenheit und schlimmstenfalls zur Brutalität. Dafür steht Herodes als Beispiel.

Der Weg der Weisen führt also von kosmischer Religiosität ausgehend zur Frage nach der Macht und ihrem Gebrauch, sodann zu den Heiligen Schriften und ihren Auslegern, also zur Schriftoffenbarung. Es ist zugleich der Weg ihrer Hoffnung, den wir heute für uns und unser Leben nachvollziehen können. Eine Hoffnung, die hier ihren Anschluss findet an die Überlegungen von Bernard Henry Levy am Beginn, in denen davon die Rede war, dass die biblischen Traditionen ein Reservoir für den *Widerstand* bieten, für das *Nein* sagen können.

Doch die sternkundigen Weisen bleiben nicht stehen. Sie orientieren sich neu, geleitet von Stern, dem sie sich nun wieder anvertrauen. Trotz der Schriftoffenbarung hat die kosmische Religiosität nicht ausgedient. Die *Hoffnung*, die der Blick zum gestirnten Himmel inspiriert, findet in den heiligen Schriften, in der Wortoffenbarung, einen Verbündeten. Beiden zusammen gelingt nach der Befassung mit der Frage nach der Macht der weitere Weg. Und dieser findet sein Ziel bei einem Kind, das so ganz und gar nicht göttlich, wohl aber „arm-selig“ in einem Stall in einer Krippe liegt. Derjenige, der die Armen selig preisen wird, erfährt die Seligkeit des Beschenkt Werdens.

Reichtum der Gaben und Armut der Szenerie begegnen sich hier – genauso wie später in der Erzählung vom reichen Fischfang und der Vermehrung der Brote. Es ist das Wunderbare, das wir im eigenen Leben erfahren können und manche erfahren haben. Wo die Not am größten, da ist Gott am Nächsten, freilich im Licht des Kreuzes betrachtet, auch in der Form erlebbarer Abwesenheit. Auf orthodoxen Ikonen hat die Geburtsgrotte eine Ähnlichkeit mit dem Heiligen Grab, und das in Windeln Gewickelte Kind erinnert an den in Leinenbinden gewickelten Leichnam des Lazarus. Die Mysterien fallen in eines zusammen, Krippe und Kreuz, Geburt und Auferstehung. Die Taufbecken als Wassergräber und zugleich als Quellbrunnen des neuen Lebens.

Nach Jahrhunderten eines obrigkeitsverordneten Christentums heutzutage die Leere der Kirchen, die sich wie Gräber anfühlen können. Zugleich aber auch Menschen, die von neuem aufbrechen, sich von der Großartigkeit des Universums ansprechen lassen und jene Schriftgelehrten suchen, bei denen „ihnen das Herz brennt, wenn sie hören, wie ihnen der Sinn der Schrift ausgelegt wird“. Letztlich ist es aber dann der Herr selbst, der zu ihnen spricht, das Kind in der Krippe und der Mann am Kreuz, der Menschensohn und das Gotteslamm, der Hirte und die Tür. Und dann kehren sie dankbar zurück „in ihr Land“, an die Stätten ihres täglichen Lebens.

Eine solche Heimkehr wünsche ich auch uns!